

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 3

Artikel: Im Reiche des Sonnengottes : Reise durch Ecuador und das östliche Peru [Fortsetzung]
Autor: Hintermann, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662030>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schlanke, ihm schon damals so sympathisch erschienene junge Mädchen.

„Nun, Sie scheinen ja keine allzugroße Freude über ein Wiedersehen mit Susi zu empfinden,“ drohte Stoewing mit dem Finger.

Da schlug Christine die großen Augen so warm zu ihm auf, und ihre Stimme klang um vieles weicher, als sie sagte: „Ich würde mich unendlich freuen, die kleine Susi wiederzusehen, die ich liebte wie eine Schwester. Aber ich weiß nicht, wie das Fräulein Peters jetzt über solch ein Wiedersehen denken mag, Herr Stoewing.“

„Nicht anders als ihr alter Onkel, mein liebes Kind. Sie haben sozusagen aus einer Milch-

flasche zusammen getrunken und wissen nun nicht, welche Freude das dem Mädel machen wird, Sie wiederzusehen?“ — Und in ernsterem Tone: „Ich hoffe sogar, Sie werden Susi eine recht gute Freundin sein, Fräulein Berthold. Es schwirren da eine Menge Dämchen um sie herum; junge, verwöhnte Dinger, die mir die Kleine ganz verdreht machen. Also“ — er hielt ihr seine Hand hin — „Sie kommen, sobald es Ihnen Ihre Zeit erlaubt!“

Zögernd erst schlug Christine ein. Aber dann breitete sich eine große Freude über ihr Gesicht und ergoß sich in ihre strahlenden Augen, als sie sagte: „Ja, ich werde Susi bald besuchen.“

(Fortsetzung folgt.)



Im Reiche des Sonnengottes.

Reise durch Ecuador und das östliche Peru.

Von Dr. H. Hintermann.

(Fortsetzung.)

2. Kapitel.

Längs der Küste Ecuadors.

Ankunft in Guayaquil.

Da unser Dampfer der Kleinbahn wegen über zwei Stunden in Balboa vor Anker bleiben sollte, beschloß ich zusammen mit dem jungen Ecuadorianer einen kleinen Ausflug an Land zu unternehmen. Wir kletterten zu diesem Zwecke an einer Leiter über Bord und gelangten auf dem wohl zweihundert Meter langen geländerlosen Steg, der die Leitung trägt, nach dem westlich der Stadt Panama gelegenen Balboa.

Benannt ist dieser kleine, nur als Endpunkt des Kanals bekannte Ort nach dem spanischen Konquistadoren gleichen Namens, der am 15. September 1513 als erster Europäer, über die Landenge von Panama vordringend, den Stil-

len Ozean erreichte, dafür aber später wie so mancher verdienstvolle Entdecker jener Zeit, den Intrigen seiner Feinde erlag und als angeblicher Rebell hingerichtet wurde.

Da in dem hauptsächlich Beamten- und Arbeiterwohnungen aufweisenden Ort wenig zu sehen war, beschlossen wir, mit einem der kleinen Autobusse nach der Stadt Panama hinüberzufahren. In rasender Eile ging's über die asphaltierten, sauberen Straßen an dem eigentümlichen chinesischen Friedhof vorbei, wo die „Söhne des Himmels“ ihre letzte Ruhestätte finden, nach der etwas über 60,000 Einwohner zählenden Hauptstadt der Republik. Trotz der vorgerückten Stunde herrschte dort noch ein außerordentlich reges Leben und Treiben.

Im Gegensatz zu Colon, das in seinen wesentlichsten Teilen eine Neugründung darstellt,

konnte Panama 1918 bereits auf eine vier Jahrhunderte zurückliegende Entwicklung zurückblicken. Allerdings ist der ursprüngliche Ort im Jahr 1673 von Seeräubern zerstört worden, und die heutige Stadt steht nicht mehr genau an der gleichen Stelle wie früher; allein schon in der altspanischen Architektur zeigt sich, daß der Ort eine ehrwürdige Vergangenheit besitzt.

Ähnlich wie in Colon bilden auch in Panama die reinrassigen Neger einen nicht unerheblichen Prozentsatz der Bevölkerung, immerhin erhält man schon bei einer ersten Wanderung durch die Stadt den Eindruck, daß diese nicht nur in ihrer Bauweise, sondern auch im Leben der Bevölkerung viel weniger amerikanisiert ist, als ihre Rivalin am andern Ende des Kanals.

Leider hatten wir bei unserer Wanderung, völlig in Anspruch genommen durch das Neue und Interessante, das es überall zu sehen gab, die Abfahrtszeit unsers Dampfers vergessen. Und als uns diese Nachlässigkeit zum Bewußtsein kam, war es bereits halb elf Uhr. Nach langem Suchen fanden wir endlich ein Auto, das uns in rasender Fahrt nach Balboa zurückführte. Dort stiegen wir aus, weil wir glaubten, in unmittelbarer Nähe unseres Schiffes zu sein. Allein in der Dunkelheit verirrten wir uns in den weitläufigen, menschenleeren Hafenanlagen und rannten trotz der drückenden Hitze über eine halbe Stunde hin und her, ohne auch nur eine Spur von dem Landungsplatze des Dampfers zu finden. Endlich stießen wir an einer Straßenecke auf einen kleinen Autobus, dessen Führer, ein Neger, im Wagen drin behaglich schnarchte. Wir weckten ihn nicht gerade sanft, und er fuhr empor wie ein federnder Teufel aus der Spielzeugschachtel. Nachdem er seine Schlaftrunkenheit überwunden, versprach er, uns gegen eine angemessene Belohnung im schärfsten Tempo nach dem Landungssteg zu führen. Während der halbschmerzlichen Fahrt beratschlagten wir, was zu tun sei, falls der Dampfer inzwischen samt unserer Habe nach Guayaquil abgefahren sein sollte. Die Aussichten waren keine rosigten. Unter Umständen mußten wir einen Monat oder noch länger auf das nächste Schiff warten, und zu allem Glend hatten wir beide „vorsichtigerweise“ mit Ausnahme einiger Dollars unsere gesamte Barschaft samt unsern Pässen und sonstigen Ausweispapieren an Bord gelassen.

Beim Landungsplatze angekommen, warfen wir dem Neger sein Geldstück zu und begannen trotz der herrschenden Dunkelheit ein Wettrennen auf dem schmalen, geländerlosen Stege, als gälte es unser Leben. Die Wahrscheinlichkeit, daß der Dampfer noch dort sein werde, war freilich gering; denn dank unserer Irrfahrten im Hafen hatten wir uns mehr als eine Stunde über die Abfahrtszeit hinaus verspätet, und vom Kapitän war uns vor dem Weggehen noch ausdrücklich erklärt worden, daß er unter keinen Umständen länger als bis elf Uhr auf Passagiere warten werde.

Endlich hoben sich aus dem Dunkel die Umrisse eines Schiffes ab, und wenige Minuten später lagen wir beide mit dem Gefühl wohligen Geborgenseins in unsern Hängematten an Deck des eben abfahrenden Dampfers. Jemande Störung in der Ölzuleitung hatte eine Verspätung bewirkt, die uns zugute gekommen war. Und während das Schiff in voller Fahrt den Stillen Ozean durchfurchte, schaukelte ich mich behaglich hin und her und machte mich daran, unsere an Land gekauften Früchte zu verzehren. Mein Begleiter hatte die seinen bei der eiligen Rückkehr weggeworfen, und als ich ihm von meinem Vorrat offerierte, lehnte er dankend ab. Weniger robust als ich, hatte ihm das kleine Landabenteuer aufs Gemüt geschlagen, so daß ihm alle Gflust vergangen war. Ich selbst fühlte mich durch unser unverdientes Glück in eine so angenehme Stimmung versetzt, daß ich beschloß, noch in der gleichen Nacht sämtliche photographischen Aufnahmen, die ich während der Kanaldurchfahrt und in Colon gemacht hatte, zu entwickeln.

Da unser Dampfer mehr zur Fracht- als zur Personenbeförderung eingerichtet war, verfügte er nur über wenige Kabinen. Allein von den Matrosen war mir zu meinen nächtlichen photographischen Arbeiten das kleine Speisezimmer der Mannschaft zur Verfügung gestellt worden. Allerdings schien die Temperatur in diesem Raume bei der schwülen Tropenhitze, die schon auf dem offenen Verdecke herrschte, Anfangs kaum erträglich. Und wenn man in einem solchen Brutkasten stundenlang arbeiten muß, tut man gut, das leichte Tropenkleid mit der noch leichteren Badehose zu vertauschen. Das Entwickeln selbst ist in der heißen Zone, wenn kein Eis zur Verfügung steht, äußerst schwierig. Die Temperatur unsers Trinkwas-

fers betrug meist mehr als 28 Grad Celsius, und da hieß es flink arbeiten, weil sonst die Leimschicht abschwimmt und man statt des entwickelten Negativs nur den leeren Filmstreifen aus der Lösung zieht. Zwar kommen für die Tropen Platten und Films mit einer besonders gehärteten Schicht zur Verwendung; allein wenn die Negative unterexponiert sind, ist ein solches Abschwimmen der Schicht trotzdem schwer zu vermeiden. Ganz vorzüglich bewährten sich nicht nur in dieser, sondern in jeder Hinsicht die deutschen Agfa-Films mit Tropenemulsion, während Platten englischen Ursprungs bei der vorhergehenden Expedition durch Zentralbrasilien unter der Hitze schon auf dem Transport derart gelitten hatten, daß sie zum großen Teil unbrauchbar geworden waren. Dabei war es ausgerechnet ein deutscher Professor gewesen, der mir dringend geraten hatte, nur Platten englischen Ursprungs zu nehmen, da diese allein zuverlässig seien.

Gegen vier Uhr morgens war ich mit meinen Entwicklungsarbeiten fertig und konnte mich daran machen, die einzelnen Films in einem zugigen Korridore mit Stecknadeln an den bereits aufgespannten Schnüren zum Trocknen aufzuhängen. Dann befestigte ich meine Hängematte der Sicherheit wegen darunter und legte mich schlafen.

Am folgenden Morgen befanden wir uns bereits auf hoher See, und von Land war weit und breit nichts mehr zu sehen. Der „Stille“ Ozean machte seinem Namen alle Ehre. Das Meer war glatt wie ein Spiegel, und die Zeit der „Magenrevolutionen“, die den meisten meiner Mitreisenden vom Karibischen Meer her noch in unangenehmer Erinnerung stand, schien endgültig vorbei zu sein. Die Luftfeuchtigkeit freilich erreichte nahe das Maximum; denn auch am Mittag hingen noch alle sechzig Films, die ich während der Nacht entwickelt hatte, klitschnaß an den aufgespannten Schnüren. Da sie auf diesem Wege nicht trocknen wollten, blieb mir nichts anderes übrig, als sie in den am Heck befindlichen heißen Maschinenraum zu bringen, wo auch bald die gewünschte Wirkung eintrat.

Von der Tierwelt des Meeres war außer Scharen von fliegenden Fischen wenig zu sehen. Einmal wehte ein Windstoß einen solchen sogar auf das Verdeck des Dampfers. Es war der bekannte Hochflugfisch (*Cycoetus*), berühmt als

der beste „Flieger“ unter den Fischen. Auch im Karibischen Meere hatten wir ihn fast täglich in großen Schwärmen angetroffen. Das uns zugewehrte Exemplar glich auffallend einem kleinen Hering und zeigte beim Öffnen in seinem Innern eine ganz außergewöhnlich entwickelte Schwimmblase, die nahezu zwei Drittel der Gesamtlänge des Tieres einnahm. Da die Fische ziemlich regelmäßig auftauchten, versuchte ich eine möglichst genaue Schätzung der maximalen Flugweite. Dies war jedoch nur in solchen Fällen möglich, wo die Fische annähernd parallel zur Fahrrichtung des Dampfers flogen. Durch Vergleich mit der mir bekannten Länge unseres Schiffes und unter Berücksichtigung seiner Geschwindigkeit, ergab sich in einem Falle eine Höchstleistung von ungefähr 220 Metern. Auffällig war der Umstand, daß die Tiere meist gegen den Wind aus dem Wasser herausschossen und auf alle Fälle nur unter dieser Bedingung längere Zeit außerhalb ihres eigentlichen Elementes zu bleiben vermochten. Diese Tatsache zeigt zur Genüge, daß es sich bei dieser Lebensbetätigung der Fische nicht um ein eigentliches Fliegen wie bei den Vögeln, sondern allein um einen sogenannten Gleit- und Segelflug handelt. Die Beobachtung, daß die weit ausgebreiteten Brustflossen während des Schwebens meist lebhaft vibrieren, ändert an dieser Auffassung nichts. Der Aufstieg aus den tieferen Wasserschichten erfolgt nicht nur ungemein rasch, sondern auch ziemlich steil, so daß der Wind, wenn er die plötzlich ausgebreiteten, großen Brustflossen trifft, einen starken Auftrieb bewirkt. Dementsprechend setzt sich denn auch die gesamte Flugbahn aus einem kurzen aufsteigenden und einem langen absteigenden Ast zusammen. Und wenn der Fisch die Wasseroberfläche wieder erreicht, so geschieht dies normalerweise nicht zuerst mit dem Kopf, sondern mit dem wie ein Steuerruder senkrecht stehenden Schwanzende.

Entgegen der landläufigen Auffassung, daß die fliegenden Fische ihre Fähigkeit hauptsächlich benützen, um ihren Verfolgern im Wasser zu entgehen, habe ich einen solchen nie beobachten können, auch dann nicht, wenn der Dampfer auf einer Reede vor Anker lag und das Springen in unmittelbarer Nähe erfolgte. Dagegen konnte ich, wenigstens im Karibischen Meere, häufig wahrnehmen, wie die auffliegenden Fische eine leichte Beute der mövenähnlichen Raubvögel wurden. Da das Fleisch der fliegen-



Jivaro-Indianer mit Blasrohr.

den Fische sehr schmackhaft ist, werden sie von den Südamerikanern auch gerne gegessen; in Brasilien freilich benützt man sie fast nur als Köder beim Angeln.

Eigentlich hätten wir ohne Zwischenlandung von Panama nach Guayaquil, dem Hauptseefahrtshafen Ecuadors, fahren sollen. Allein am dritten Tage nach unserer Abreise erhielt der Kapitän durch Funkspruch Weisung, den kleinen Hafen Manta anzulaufen, wo zwölf weitere Passagiere auf eine Reisegelegenheit nach dem Süden warteten. Die wenigen Kabinen waren zwar längst besetzt, aber auf dem Verdeck gab es noch Plätze genug, wo man seine Hängematte aufspannen und sich häuslich niederlassen konnte.

Schon in der Morgenfrühe des dritten Tages kam die ecuadorianische Küste in Sicht. Scharf hoben sich vom Meere die langgestreckten Vorberge der Cordillere ab, doch blieb diese selbst, in Wolken gehüllt, den Blicken verborgen. Gegen Mittag näherten wir uns dem Lande, und um zwei Uhr ging der Dampfer in der Reede von Manta vor Anker. Vom Meere aus macht der an der Mündung des Rio Charapoto gelegene Ort einen recht angenehmen Eindruck. Seinen Namen verdankt er dem Indianerstamme, den die Spanier bei ihrem Vordringen längs der Küste hier antrafen. Diese Indianer trugen nämlich außer einem Hemd aus Baumwolle oder Wolle einen deckenartigen Überwurf, spanisch Manta genannt.

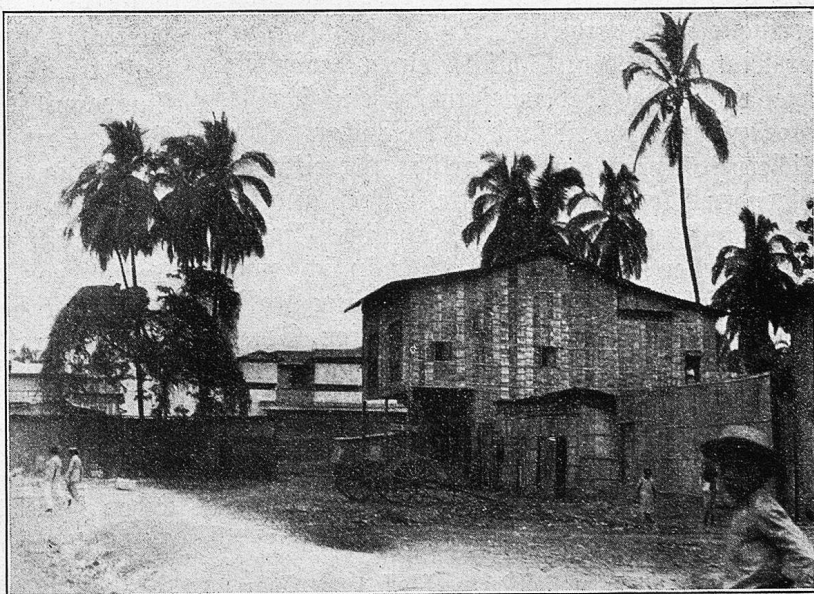
Da sie einer der ersten Stämme waren, mit denen die Eroberer Perus in Berührung kamen, haben uns diese auch eine Reihe eigentümlicher Erscheinungen aus ihrer Lebensweise überliefert. Als Küstenbewohner lebten die Mantas vorwiegend von Fischfang und Handel. Auf großen Holzflößen, den sogenannten Balsas, die in ähnlicher Form heute noch gebräuchlich sind, unternahmen sie ausgedehnte Reisen dem Meeresufer entlang. Die mannigfachen Erzeugnisse ihres Gewerbefleißes tauschten sie gegen gewisse, von ihnen als Schmuck besonders geschätzte Muscheln ein. Bei ihren Handelsgeschäften bedienten sie sich gleich den peruanischen Küstenstämmen einer Wage. Als Gewichte verwendeten sie Maßeinheiten aus Gold. Dieses letztere Metall gebrauchten sie ebenso wie das Silber zur Herstellung von Schmuck; allein keines der beiden galt ihnen soviel wie die bereits erwähnten Muscheln. Besonders begehrt sowohl zu Schmuck wie namentlich auch als Gegenstand religiöser Verehrung war der Smaragd. Dieser Halbedelstein, spanisch „Esmeralda“ genannt, muß im ganzen Küstengebiet

häufig angetroffen worden sein. Nicht nur wurde der im Norden der Mantas wohnende Indianerstamm sowie die heutige Stadt Esmeralda nach ihm benannt, auch von den Mantas selbst berichten die spanischen Eroberer, daß sie einen Smaragd beinahe von der Größe eines Straußeneis besessen hätten. Diesem Stein, der Eigentum des Dorfhäuptlings von Manta war, wurde hohe Verehrung erwiesen. Zu gewissen Zeiten stellte man ihn öffentlich aus, und von weit her kamen dann die Indianer, besonders Kranke, die von der Berührung mit dem Steine Heilung von ihren Leiden erhofften. Als Opfer brachten die Pilger Gegenstände aus Gold oder Silber, besonders aber kleinere Smaragde, die man als Töchter des großen Steines betrachtete. Alle diese Opfergaben wurden Eigentum des Häuptlings und der Priester. Zur Erzielung einer Heilwirkung verneigte sich einer der letzteren zunächst demütig vor dem Idol. Hierauf ergriff er den Stein mittels eines weißen Tuches und legte ihn dem Heilung Suchenden auf die erkrankte Körperstelle. Schwerkranken, die zu schwach waren, die Reise selbst auszuführen, durften einen Vertreter senden, dem der Stein an Stelle des Auftraggebers aufgelegt wurde.

Von besonderem völkerkundlichem Interesse ist der Umstand, daß in einzelnen Tempeln der Mantas auch zahlreiche mumifizierte Menschenköpfe aufbewahrt wurden, die man nach Entfernung der Knochenteile durch Erhitzen auf die Größe einer menschlichen Faust verkleinert hatte. Diese Tatsache ist deswegen wichtig, weil sie an die Herstellung der sogenannten „Tsantsas“ bei den heutigen Zivaros im ecuadorianischen Oriente, d. h. im Quellgebiet des Pastaza erinnert. Wie Rivet, der verdienstvolle Ethnograph der französischen Gradmessungskommission, nachweist, fand sich ein ganz gleicher Brauch auch bei den früheren Indianern Mexikos und Kolumbiens; allein die Zivaros sind die einzigen, bei denen sich die merkwürdige Sitte bis heute erhalten hat.

Die Zivaros sind auch in anderer Hinsicht merkwürdig.

Während nämlich der Indianer im Verkehr mit den Weißen im allgemeinen seine kulturelle Eigenart verliert und sehr schnell in Schuldsflaverei und schlimmste Abhängigkeit gerät, liefert gerade dieser Stamm das seltene Beispiel einer kräftigen Erhaltung seiner Kultur durch rücksichtslose Fernhaltung jedes europäischen Einflusses. Schon im sechszehnten Jahrhundert war es zwar den Spaniern durch geschickte Ausnützung eines inneren Zwiespaltes gelungen, unter ihnen Fuß zu fassen. Damals wurden, wie uns die Geschichtsschreiber überliefern, im Gebiet der heutigen Zivaros die Städte Logrono, Sevilla, Mendoza u. a. gegründet. Allein in einem fürchterlichen Aufstande bereiteten die Zivaros unter Führung ihres Häuptlings Quirra allen diesen Siedlungsversuchen ein jähes und schreckliches Ende. „Im Jahre 1599“ berichtet Schütz-Holzhausen, „verheerten sie die Provinzen von Quijos und Macas, die damals wegen ihres Goldreichtums sehr bevölkert waren. Die Stadt Sevilla del Oro soll damals 20,000 und Logrono 12,000 Einwohner gezählt haben; beide wurden von den Zivaros verbrannt und alle Weißen in den Provinzen Quijos und Macas teils ermordet, teils nach Quito zurückgetrieben. Den Anlaß zur Empörung der Zivaros gab die Habsucht des spanischen Gouverneurs von Macas, welcher die Zivaros ebenso zu den harten Minenarbeiten zwingen wollte wie die stumpfsinnigen Indianer des peruanischen Hochlandes. Bei der Überraschung von Lo-



Bambushäuser im Vorstadtviertel von Guayaquil.



Guayaquil: Cholo-Kinder.

grono ermordeten sie alle Männer, Kinder und alten Weiber, die jungen Frauen und Mädchen wurden mitgeschleppt, darunter auch alle jungen Nonnen des Klosters Conception. Auch den Gouverneur von Macas nahmen sie dort gefangen; sie entkleideten ihn, banden ihm Hände und Füße und gossen geschmolzenes Gold in seinen Mund unter beständigem Höhnen und Lachen, bis er starb."

Unter den neuen Passagieren, die in Manta an Bord kamen, befand sich eine Japanerfamilie, die sich ohne viele Umstände in unmittelbarer Nähe meines Lagerplatzes an Deck niederließ. Die Leute sahen zwar ziemlich armselig aus, doch besaßen sie einige Koffer, die offenbar wertvolle Habe enthielten, denn jedesmal, wenn der Mann mit dem Schlüssel einen davon öffnete, ertönte aus dem Innern ein schrilles Glockensignal. Zuerst fand ich diese übertriebene Sicherheitseinrichtung lächerlich. Bereits am folgenden Morgen jedoch wäre ich froh gewesen, wenn auch mein Gepäck eine ähnliche Einrichtung besessen hätte. Als ich nämlich nachschaute, fehlten mir aus einem meiner Koffer verschiedene Wäschestücke und sonstige Gegenstände, die offenbar „fang- und klanglos“ verschwunden waren, während ich wie gewohnt im

Gezimmer der Mannschaft meine photographischen Aufnahmen entwickelt hatte.

Gegen Mittag des auf die Abreise von Manta folgenden Tages fuhren wir an der Punta die Santa Elena vorbei in die riesige Bucht von Guayaquil ein. Diese Bucht wird durch die über fünfzig Kilometer lange und etwa halb so breite Insel Puna in den Kanal von Morro und den auch für größere Dampfer fahrbaren Kanal von Zambeli geschieden.

Zur Zeit der Entdeckung war die Insel von dem kriegerischen Indianerstamme der

Punas bewohnt, die ihre strategisch günstige Stellung vor ihrer Unterwerfung durch die Inkas besonders zur Seeräuberei sowie zur Brandschatzung der umliegenden Landschaft benützt hatten. Als die Spanier landeten, fanden sie daselbst an Stelle des früheren Oberhäuptlings der Punas bereits einen Statthalter dieses peruanischen Eroberervolkes vor.

Im Verlaufe des Nachmittages war die Luft unerträglich schwül geworden, und mehrere fürchterliche Platzregen trieben die Passagiere vom Verdeck in die engen, finsternen Korridore zurück. Auf Deck wäre freilich wenig zu sehen gewesen, denn die Ufer des im Unterlaufe meist über zwei Kilometer breiten Guayaquilflusses sind durchweg flach, stellenweise bewaldet und nur spärlich besiedelt. Die Stadt Guayaquil selbst, das vorläufige Endziel meiner Reise, liegt fünfzig Kilometer oberhalb der Mündung. Dank der reißenden Flutströmung gelangten wir rasch aufwärts, und bald kam der Augenblick, wo der „Ansaldo San Giorgio Terzo“ vor der über vier Kilometer langen Flußfront der Stadt seine riesigen Anker in die Tiefe rasseln ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Die Aster.

Die Aster wiegt, ein spätes Edelkind,
Ihr buntes Strahlenkrönlein stolz im Wind.
Sie schmückt, dem ungestümen West zum Hohn,
Des alten Herbstes morschen Königssthron.

Schon schweigt der Käfer fröhliches Gesumm.
Die Luft wird kalt. Sie weiß: der Tod geht um.
Der Herbst erbleicht in finst'rer Sturmesnacht.
Sie neigt ihr Haupt und hält ihm Totenwacht.

Jacob Heß.